B67-3839

50 Pfge.

Wilhelm II.

und

Alexander III.

* * *

Dritte Auflage

Dresden
Verlag der Druckerei Glöß
1892

Wilhelm II.

und Alexander III.

Dresden
Verlag der Druckerei Glöß
1892

Man braucht nicht mit gewissen Körperlichkeiten des Auswärtigen Amtes vertraut zu sein, um an der dienstseligen Schreibfertigkeit, mit der sich eine kürzlich zu Gunsten des leitenden Generals verfaßte Preisschrift*) auf die auswärtige Politik darbietet, die ausgeflossene Handschrift ihres Urhebers zu erkennen.

Die Thesenstellung, die ihm **à tout prix** zu vertheidigen obliegt, lautet: die auswärtige Politik hat seit der Verabschiedung des Fürsten Bismarck Fortschritte gemacht.

Es ergiebt sich von selbst, daß für diese Behauptung nur sehr unleserliche Gründe beigebracht werden können. Es scheint auch, als wenn diese unsichere Eideshelferschaft auf das große politische Publikum ohne jeden Eindruck geblieben sei; was nicht ausschließt, daß die Schrift noch jetzt in exklu-

*) Die Schrift ist im Eisenbahnstil „Berlin-Wien-Rom" betitelt; als ihr Verfasser, der dementsprechend zum Generalkonsul „befördert" wurde, ist ein Deutsch-Russe bekannt gegeben worden, der vor Jahren aus einer fahrenden journalistischen Thätigkeit durch die Munificenz des Fürsten Bismarck im Staatsdienst asylirt wurde.

siven Geheimrathskreisen als ein brochirtes Paradigma für erfolgreiche, außerdienstliche Nebenbeschäftigung mit besonderem Eifer studirt werden mag.

Was die Schrift charakterisirt, ist ihr ängstliches Ausweichen vor allen konkreten Faktoren in der Politik. Sie hält sich mit feiger Vorsicht an abstrakte Konstellationen und umgeht mit einer Art von bösem Gewissen die bestimmenden Persönlichkeiten in weitem Kreise. Politik ist aber niemals durch kommensurable Rückblicke auf das todte Meer der Geschichte, sondern stets durch den äußerst schwer zu bestimmenden, für den Laien jedenfalls ganz unberechenbaren Blutschlag einzelner Personen gemacht worden.

Will man, gleichviel ob zur Beschämung oder zur Rechtfertigung des Fürsten Bismarck, die Bilanz in der heutigen Politik ziehen, so muß man unter allen Umständen mit konkreten Posten rechnen und an dem empfangenen Resultat mit dem willfährigen Gummi abstrakter Meinungen keinerlei Radirungen vornehmen. Die konkrete Frage, die hier zu stellen wäre, würde lauten:

„Hat sich das persönliche Verhältniß zwischen den Kaisern von Deutschland und Rußland seit der Verabschiedung des Fürsten Bismarck gebessert oder verschlechtert?"

Die Politik des Fürsten ist gerade in dem Augenblicke abgebrochen worden, in dem er es für seine Hauptaufgabe hielt, dieses Verhältniß möglichst zum Guten zu kräftigen.

Es wäre also nur ein Gebot der Ehrlichkeit, alle Erörterungen über den Lauf der gegen den Willen des Fürsten fortgesetzten Politik an diesen Moment kritisch anzuschließen.

Denn mehrmals sei es gesagt, Geschichte wird schließlich nur von Personen gemacht; wer daher Geschichte öffentlich

beurtheilen will und in diesem Geschäft als ein ernster oder ehrlicher Mann genommen zu werden wünscht, muß an der jeweiligen Kontra-Stellung der entscheidenden europäischen Persönlichkeiten ermessen, was wirksam und was unwirksam an der Politik seines Landes ist.

*

Gewiß kann das Verhältniß zwischen der deutschen und der russischen Krone noch schlechter werden; aber so schlecht, wie es heute ist, war es unter der unausgesetzt regulirenden Hand des Fürsten Bismarck nicht einen Augenblick.

Fürst Bismarck hat die schmerzliche und bei seinem tiefgehenden Mitleben in den deutschen Interessen überaus bittere Genugthuung, daß keine der starken Befürchtungen, die er vor seinem Austritt aus dem Amte wiederholt ausgesprochen hat, übertrieben oder gar überflüssig war. Sein leider noch immer nicht bekannt gegebenes Abschiedsgesuch ist schon heute geradezu eine Prophetie zu nennen. Er hätte es seinem jungen Herrn gerne erspart, daß ihm für den offenen Handschlag, den er in Peterhof gab, unter französischen Grimassen in Kiel kaum die Fingerspitzen gereicht wurden.

Fürst Bismarck sah deutlich voraus, daß der deutsche Kaiser in Rußland nicht denjenigen Empfang finden könne, den er dort „mit dem Herzen auf dem Rock“ für sich zu enthusiasmiren hoffte. In der auswärtigen Politik müssen zu Friedenszeiten Attacken möglichst vermieden werden; schon um der Retiraden willen. Auch die ganz leichte Offensivschwenkung eines diplomatischen Flügels kann schon vom größten Uebel sein. Alles das ist militärisch und nicht diplomatisch.

Es konnte dem Fürsten ferner nicht zweifelhaft sein, daß eine persönliche Enttäuschung auf russischem Boden einen starken Rückschlag im Temperament des deutschen Kaisers zur Folge haben müsse, der ihn aus erregten Gemüthsgründen, und zwar wiederum viel zu heftig, nunmehr auf die österreichische Seite zu werfen drohte.

In Rohnstock hat man es sehr wohl verstanden, diese bequeme psychologische Lage handelspolitisch zu fruktifiziren. An den Kosten des Frühstücks, das dort nach den kalten russischen Eindrücken mit der in Oesterreich beliebten „herzigen" Sentimentalität eingenommen worden sein mag, werden die Landwirthschaft und die Staatskasse zwölf Jahre zu tragen haben.

Es war ferner vorauszusehen, daß sich die alterirte Stimmung, die aus Rußland mitgebracht werden mußte, durch diese intimere Anlehnung an die österreichischen Geldinteressen immer noch nicht beruhigt fühlen würde.

Ein weiteres Zurücktaumeln der deutschen Politik in die englische Interessensphäre war die zweite Konsequenz der russischen Reise.

Durch die immensen Opfer, die man England in Afrika gebracht hatte, war dem deutschen Kaiser eine ausgezeichnete Aufnahme am Londoner Hofe sicher. Er wurde, wie es der ausgeprägte Handelsinstinkt des britischen Volkes nicht anders zugiebt, auf das Glänzendste empfangen und bewirthet, wie ein politischer Geschäftsfreund, an dem sich gut verdienen läßt. Mehr als die angenehme Erinnerung an diese gastfreundliche Bewirthung ist für die deutsche Politik nicht mit nach Hause gebracht worden.

Auch in England verlief die politische Aktion, wie in Rohnstock, mit einer gewissen Sentimentalität, die beim

Abschied in einem überraschenden Gefühlsausbruch gipfelte, einem etwas ängstlich scheinenden Appell an die Person der Königin von England, wie man sich erinnern wird, als des Kaisers „Großmama".

Aeltere, mit den Zeitläufen der preußischen Geschichte genauer vertraute Politiker sind vielleicht durch diese Anrede an die Worte erinnert worden, die man aus dem Munde des sterbenden Nikolaus berichtete:

„Dites à Fritz (Friedrich Wilhelm IV. ist gemeint) de rester toujours le même pour la Russie et de ne pas oublier les paroles de — Papa."

Schärfer, als in diesem gegensätzlichen Hinweis auf politische Pietätsverhältnisse, läßt sich die Wandlung nicht charakterisiren, die sich in der preußischen Politik seit den persönlichen Eingriffen des heutigen Kaisers vollzogen hat.

Man weiß, daß der erste Kaiser Wilhelm noch auf dem Sterbebett an der alten Tradition seines Hauses festgehalten und für ein gutes Verhältniß mit Rußland seine Stimme erhoben hat. Man weiß auch, daß, so lange Fürst Bismarck mit sorgender Hand an dem Schicksal des heutigen Kaisers theilnehmen durfte, das Andenken an den heimgegangenen Großvater von seinem Enkel bei jeder Gelegenheit feierlich betheuert wurde.

Schließlich aber ist, um die Verschiedenheit ihrer Naturen im Grundriß anzudeuten, Wilhelm II. eben so sehr der Sohn der Kaiserin Friedrich, wie Wilhelm I. der Sohn der Königin Luise war.

*

Die Gründe, welche den Fürsten Bismarck bestimmt haben, dem Kaiser von seiner ersten Reise nach Rußland abzurathen, lagen in einer genauen Kenntniß der persönlichen Eigenschaften der beiden Kaiser.

Der Gang nach Rußland bedeutete auf alle Fälle die Stellung einer Alternative. Sie konnte in der äußeren Politik als eine Parallele zu der Methode gelten, welche der junge Kaiser im Inneren gegen die Sozialdemokratie anzuwenden beliebt hatte und die bei den Lebenserfahrungen des Fürsten Bismarck bereits auf Widerstand gestoßen war. Die Alternative, die der Kaiser der Sozialdemokratie bot, lautete ohne Umschweife: entweder ihr vertraut mir eure Zukunft und gebt euch mit meinen Reformen zufrieden, oder ich — zerschmettere euch, sobald ihr aufbegehrt. In einer ganz ähnlichen, wenn auch nicht so drastischen Position, stellte sich Wilhelm II. dem Czaren. Entweder, so mußte er hoffen, schlägt Alexander in meine offene Friedensrechte, oder ich verstärke durch eine ostentative Hingabe an Oesterreich und einen Appell an England die Kriegsgarantien des Dreibundes. Fürst Bismarck hat die Kosten dieses Verfahrens vorausberechnet;

nicht nur in den Handelsverträgen und den afrikanischen Cessionen, sondern auch in der Nachgiebigkeit gegen die Ultramontanen, die Polen und Welfen sind sie in fälligen Wechseln an der Reichskasse präsentirt und baar bezahlt worden.

Diese fortgesetzten Auszahlungen an unsichere Kantonisten, zumal an die Polen, mußten allmählich in Rußland den Eindruck hervorrufen, als wenn man in Deutschland die Schlachtrosse mit Zucker und Schwarzbrod füttere und bereits schon den zweifelhaftesten Reichsgäulen den Kriegspfeffer des Patriotismus unter den Schwanz lege.

Dem Czaren in dieser Alternative zu begegnen, war höchst unpolitisch. Erstens war sie nicht nothwendig und zweitens mußte sie, wenn sie nothwendig war, zum Nachtheil des Friedens ausschlagen. Auf diplomatischen Zwickmühlen mahlt man selten das Korn des Friedens.

Am allerwenigsten glücklich war diese Art, Politik zu machen, auf die Figur des russischen Kaisers zugeschnitten. Wenn es einen Weg gab, sein Zutrauen nicht zu gewinnen, so hat ihn Wilhelm II. beschritten. Der Czar, der sich in der schweren Fülle seiner Natur zu Entschließungen wichtiger Art möglichst ungern bewegen läßt, mußte, vor eine vehement aufgedrungene Alternative gestellt, refüsiren und auf politische Seitenwege gedrängt werden.

Es bestätigt sich auch in diesem Falle wieder die alte diplomatische Erfahrung, daß künstliche Alternativstellungen für denjenigen, der sie forcirt, eine Verarmung in seinen eigenen Mitteln, eine Verkümmerung in seiner Bewegungsfreiheit, ja sogar eine vollständige Festnagelung seiner selbst zur Folge haben können, während sie den Gegenspieler in ein weites Feld von politisch phantasievollen Ausflüchten

drängen. Romantische Vorgänge, wie sie sich unter den Klängen der Marseillaise in Kronstadt ereigneten und in der Form von theatralischen Versenkungskünsten in Nancy abspielten, wären unter den ernsten Augen des Fürsten Bismarck von der politischen Szene fortgeblieben. Der Fürst hat es stets geliebt, sich selbst und seinen Gegnern zwei oder drei Fahrstraßen der Verständigung offen zu halten, und es auf diese ventilirende Weise schonend verhindert, daß Europa durch Exaltationen beunruhigt wurde, wie sie die wirkliche oder eine vermeintliche Nothwehr eingiebt. Eine diplomatische Zwangs-Offerte: **la paix ou la guerre** sollte, gleichviel in welcher Form sie erfolgt, in vergangene Zeiten verwiesen bleiben.

Fürst Bismarck hat den russischen Kaiser als denjenigen zu nehmen versucht, der er ist: als eine edelmännische Natur, die gerne vertrauen würde, wenn sie nicht in Mißtrauen verstrickt wäre. Da dieses Mißtrauen unter den Umständen, in welchen der Czar lebt, jedenfalls entschuldbar und für denjenigen, der die diplomatische Mache bis in ihre letzten Intriguen kennt, auch sehr begreiflich ist, so hat Fürst Bismarck dieses Mißtrauen niemals zu einer billigen Quelle eigener Reizbarkeit gemacht, wie sie z. B. in der Berliner Militär-Diplomatie von heute in einer Art von beleidigtem Kasinoton erkennbar geworden ist.

Da Fürst Bismarck dies Mißtrauen, unter dem der Czar selbst am meisten zu leiden schien, taktvoll respektirte, vermied er es peinlichst, dem russischen Kaiser durch politische Zudringlichkeiten lästig zu fallen. Ihm schien der Czar vor Allem der Ruhe zu bedürfen. Ihn aufsuchen, hieß ihn kopfscheu machen. Die ganze Politik, die seiner Person gegenüber zu befolgen war, durfte sich auf eine theilnehmende Zurückhaltung

beschränken, die uns die russischen Geschäfte gewiß nicht erschwert hätte und die dem Czaren selbst wohl thun mußte.

Man kann es mit vielen Beispielen aus seinen Reden und aus seinen Handlungen belegen, daß Fürst Bismarck eine kräftige politische Phantasie besitzt, der es gegeben ist, das, was in vielen Köpfen nur abstrakt erscheint, in sehr konkreten Bildern zu begreifen. Es ist das ein dem künstlerischen Prozeß sehr nahestehendes Bedürfniß, Empfindungen und Eindrücke in der Politik auf eine reale Figur zurückzuführen, mit der sich bequemer und sicherer verkehren läßt, als mit gestaltlos bleibenden Reflexionen. Die Reflexionen, unter welchen man heute von offiziösen Federn zur Freude eines gewissen Marktpublikums Schauerpolitik gegen Rußland treiben läßt, sind insofern richtig, als man Reflexionen überhaupt nicht widerlegen kann. Jede Reflexion kommt aus einem anderen Winkel der Betrachtung, und jede macht infolgedessen vor der entscheidenden Gerichtsbarkeit der Vernunft ein anderes Partikularrecht geltend. Was der baltische Verfasser der reflektirenden Broschüre „Berlin-Wien-Rom" und seine besoldeten Gesinnungsgenossen in der offiziösen Presse tagtäglich gegen Rußland vorbringen, wird in Dorpat und Wolmar ebenso als richtig anerkannt werden, wie auf der Frankfurter Börse und in den antirussisch verbissenen Organen der deutschen Sozialdemokratie.

Für jede politische Reflexion giebt es ein geistiges Heimathsrecht und interessirte Eideshelfer. Es läßt sich auf diese Art nichts entscheiden. Entscheidend sind nur die lebendigen und faßbaren Bilder und Figuren, mit denen der Politiker seine eigene und die Phantasie seines Volkes anfüllt. Entsprechen diese Bilder der Wirklichkeit, so dient seine Politik der Wahrheit, stehen

sie aber im Widerspruch zu ihr, so ist seine politische Thätigkeit, bewußt oder unbewußt, nichts anderes als Blutvergiftung.

Das deutsche Blut in den Adern des russischen Herrn ist in den politischen Berechnungen des Fürsten Bismarck niemals verleugnet worden. Schon allein dadurch stand Fürst Bismarck in einem sichtbaren Gegensatz zu denjenigen politischen Agenten, die in einer giftigen und volksvergiftenden Presse den Czaren zu einer finstern Gestalt des Hasses und der drohenden Gewalt karikiren. Blond und blauäugig, ist der russische Kaiser in den politischen Vorstellungen des Fürsten Bismarck stets als ein sympathischer Abkomme aus dem edelsten der deutschen Stämme erschienen. Alexander selbst hat einmal erklärt, daß er am liebsten in Holstein oder auf Seeland als Gutsbesitzer leben möchte. Hier bot sich die „Figur". Das niederdeutsche Blut ist bekanntlich das Beste, und weil es das Beste ist, eignet ihm schon von Natur eine gewisse Scheu, sich ohne Grund mit Fremdkörpern zu berühren. Dieses natürliche Bedürfniß des Czaren, sich aristokratisch im Kreise seiner Familie zu reserviren, das durch die russischen Zustände noch gesteigert worden sein mag, hat Fürst Bismarck, wie gesagt, allzeit verstanden und geachtet. Nur damals, als der Czar selbst eine persönliche Annäherung an den Fürsten Bismarck wünschte, ist auch der Fürst mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit und der größten politischen Offenheit aus seiner eigenen Reserve herausgetreten. Er gab dem Czaren so zu sagen aus persönlichen Mitteln auf den, wie es im Guts-Leben meist zu geschehen pflegt, durch jüdische Einmischung, stark überschuldeten Besitz der deutsch-russischen Freundschaft noch eine bedeutende Hypothek an vierter Stelle, für die er sich mit seiner politischen Ehre privatim haftbar erklärte.

Durch diesen Akt persönlicher Offenheit hatte Fürst Bismarck das Glück, mit dem Vertrauen des Czaren eine neue politische Friedens-Deckung zu gewinnen, die für die versöhnlichen Grundziele des Dreibundes bei den wiederkehrenden österreichischen Orient-Stimulationen von maßgebendem Werthe für ihn war.

Indem der heutige Kaiser dem Fürsten den politischen Amtsfaden zerschnitt, kündigte er gleichzeitig die auf den Bismarck'schen Namen eingetragene Vertrauens-Hypothek. Es ist somit nicht zu verwundern, wenn die Börse sich allerorten auf den Termin vorbereitet, an dem der alte historische Freundschaftsbesitz der beiden Reiche zur kriegerischen Subhastation gelangt.

*

Obschon es in weiten Kreisen bekannt ist, daß Graf Moltke zu Kriegszeiten von den Leistungen des Stabsoffiziers Caprivi niemals entzückt war, so hat es dennoch das Schicksal gewollt, daß sich gerade unter diesem Offizier der abwägend diplomatische Charakter der deutschen Politik in einen vorwiegend militärischen verwandelte.

Gewiß besaß auch Fürst Bismarck dem Auslande gegenüber die volle militärische Würde. Ja, bisher hat man nicht gehört, daß Herr von Caprivi ein Seitenstück zu der strategischen Energie aufzuweisen hätte, mit welcher 1866 der Landwehroffizier von Bismarck der preußischen Armee den Weg nach Preßburg wies.

Es war für die nervöse europäische Stimmung eine unschätzbar glückliche Mischung in der Figur des Fürsten Bismarck, daß er nicht zu viel Militär war, um wie ein geladener General, und doch wieder Militär genug war, um nicht wie ein unkolorirter Civilist zu erscheinen.

Eigentlich war seine Politik im Vergleich zu derjenigen des Herrn Caprivi weit mehr eine deutsche General-Politik. Er rechnete und operirte mit einem Volk in Waffen, nicht,

wie Caprivi, mit Armeekorps; er ließ das deutsche Schicksal dort ruhen, wo es vor Gott und den Menschen zu ruhen hat, auf der breiten Brust des ganzen Volkes, nicht auf der Spitze des Degens, mochte dieser Degen auch dem Sieger von Fehrbellin oder Dennewitz gehört haben.

Wie sehr die europäische Politik einen militärischen Haarschnitt bekommen hat, erkennt man am besten, wenn man sich dem kühlen Gedanken hingiebt, daß eines Tags der russische Kaiser die zahlreichen Toaste auf preußische Kriegsthaten mit Trinksprüchen auf Katharina und Souwaroff erwidern könnte. Die Ruhe der Völker, über welcher ein politischer Geist zu wachen hat, würde unter diesen militärischen Marschreden gewiß nicht gewinnen. Nutzen würde Niemand davon haben. Der Effekt solcher wiederholten Anstrengungen würde sich schließlich bis zur Abstumpfung in den russischen Kadettenhäusern verlieren.

Charakteristischer und gefährlicher ist es, daß man sogar schon in Wien gewagt hat, dem österreichischen Kaiser eine „Kriegsrede" in den Mund zu legen, die von spezifischer Seite, wie man sich erinnert, zu skandalösen Börsenzwecken ausgebeutet wurde. Seit 1866, jedenfalls aber so lange Oesterreich dem Dreibund zugetheilt ist, hat man dort nicht gewagt, durch öffentliche Akte Kriegslaunen wachzurufen.

Es ist dies ungemein symptomatisch.

Die Zukunft wird es noch deutlicher werden lassen, daß die deutsche Politik sich nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck auf derselben abschüssigen Bahn nach Oesterreich hinbewegt, wie nach dem Tode Friedrich des Großen und der Entlassung Hertzbergs die preußische. Sowohl Friedrich, wie Bismarck hinterließ Preußen in einer dem österreichischen Nachbarn weit überlegenen Respekt-Stellung.

Was sich nach Hertzbergs Entlassung durch Bischoffswerder vollzog, kopirt sich mit immer größerer Deutlichkeit in Caprivi.

Am 5. April 1785 wurde zu Basel über den letzten Rest des Friedericianischen Erbtheils quittirt. Wir wollen abwarten, auf welchem Punkt die deutsche Politik am 5. April 1895 oder einige Jahre später steht; mit den unglücklichen Charakteren aus der Zeit Friedrich Wilhelm II. weisen die politischen Typen von heute, trotz aller gewaltsam aufgerufenen Reminiscenzen an Preußens Glanzzeit, eine erschreckende Aehnlichkeit auf. Man darf nicht nur darauf vertrauen, daß sich das höchste Glück in einem Staatsleben wiederhole; auch das Unglück macht seine Doubletten.

Mag man nun in diesen gefährlichen Zeiten über die zureichenden Verstandeskräfte des Herrn Caprivi urtheilen wie man will, eins steht fest: Glück hat er nicht. Das deutsche Glück scheint auch heute noch, seltsam genug, an der Person des Fürsten Bismarck zu haften, den es auch in den gewagtesten Situationen niemals verlassen hat. Glück haben ist eine persönliche Tugend.

Leicht gebaute Köpfe lachen wahrscheinlich über diesen Satz; tiefe Geister haben seine Richtigkeit an ihrem Leibe empfunden, von Cäsar bis zu Friedrich dem Großen und von diesem zu Bismarck. Dieser persönlichen Tugend sollte vor Allem derjenige gewiß sein, dessen Spezialität es geständlich ist, sich auf eines Königs Befehl mitten auf einem Schlachtfeld aufzupflanzen. — — —

Kriegsscheu kann man dem Fürsten Bismarck gewiß nicht zum Vorwurf machen. Kriegs- und Jagdblut ist ihm vom Vater her in Fülle zugeflossen. Trotzdem hat er es sich zur

Lebensaufgabe gesetzt, die militärische Hof-Fronde niemals gegen seine bessere friedliche Einsicht aufkommen zu lassen, selbst wenn er sich in dieser auch einmal nicht durch die Neigungen des Königs gedeckt fühlte. Ein nationaler Instinkt gab ihm in solchen Fällen die nöthige Uebereinstimmung mit — sich selbst.

Wenn man zusieht, wer denn eigentlich in Deutschland — um den grassirenden Kasernenausdruck zu gebrauchen — den „Krieg nach zwei Fronten" wünscht, so erkennt man außer einigen gewerbsmäßigen Militärs, denen schließlich auch ein Krieg mit Nordamerika recht wäre, drei internationale Gruppen, die in ihrem ganzen Wesen jenem nationalen Instinkt des Fürsten zuwider laufen. Es sind die orthodoxen Streber der „Kreuzzeitung", der sozialdemokratische und der Börsen-Radikalismus.

Die „Kreuzzeitung" ist als preußisches Adelsblatt das gefährlichste Element in dieser internationalen Gruppe. Seit Jahren schon hat sie den Fürsten Bismarck dahin zu reizen gesucht, gewissermaßen gegen Rußland eine **P. P.** Mensur zu schlagen. Im Grunde aber hätte diese Mensur nicht **pro patria**, sondern für die Pfründe „gehangen". Weder als Staatsmann noch als Christ konnte Fürst Bismarck den Beruf in sich fühlen, die gesammte deutsche Kultur, die sich ebenso gut aus katholischen, wie aus lutherischen Vorstellungen nährt, für die orthodoxen Ostseepfründen aufs Spiel zu setzen. Man könnte heute nicht einmal einen Kreuzzug nach Palästina zu Stande bringen. Und was ist ein Pastoratshof bei Dorpat gegen das heilige Grab? Auch als der gläubigste Lutheraner könnte sich Fürst Bismarck durch die Formen der griechisch-katholischen Religion nicht in seinem staatsmännischen Gewissen

über den Haufen werfen lassen. Als Christ kann er es, als Staatsmann muß er es respektiren, daß in Rußland die griechisch-katholische Konfession nicht anders als staatliches Lebensfundament angesehen wird, wie das Lutherthum in der „Kreuzzeitung" für Deutschland. Eines schickt sich nicht für Alle. Der freiere Lutherglaube mit seiner rationalistischen Decadence nach dem Protestantenverein schickt sich nicht für Rußland. Dort vollendet eine formale und bildlich ergreifende Konfession weit energischer die sittlichen Zwecke des christlichen Herrn. Es giebt ein Wort Christi, auf das sich Fürst Bismarck in seiner staatsmännischen Besonnenheit sehr wohl berufen kann: in meines Vaters Haus sind viele Wohnungen. Nur ein internationaler Uebermuth, den die „Kreuzzeitung" den Ultramontanen sehr geschickt vorzuwerfen versteht, kann die deutsche Politik über diesen Ausspruch Christi hinweg zum Debouchiren hinreißen wollen. Aber noch ein anderer Hinweis auf das Vorbild Christi mag die „Kreuzzeitung", aus deren Spalten dem Fürsten Bismarck, von André Roman bis zu Stöcker und Kleist-Retzow, Mangel an christlicher Bethätigung vorgeworfen wird, zur Einsicht verhelfen, daß Bismarck mehr wahrer Christ ist, als ihre einflußreichsten Kirchengänger. Christ sein, heißt Christus nachleben, nicht nur ihn nachbeten.

Wenn Bismarck inmitten der deutschen Machtfülle von militärischen und kirchlichen Autoritäten fortgesetzt zum Kriege gedrängt wurde und dennoch zum Frieden wirkte, so deckte sich seine staatsmännische Figur mit der ethischen Stellung Christi in einer sehr bekannten Situation.

Der Versucher spricht zum Herrn auf der Zinne des Tempels: „Wenn du der Sohn Gottes bist, so stürze dich hier hinab; denn es steht geschrieben: Seinen Engeln hat Gott

befohlen, daß sie dich auf den Händen tragen, damit dein Fuß an keinen Stein stoße." Ebenso ergeht an Bismarck die versuchende Forderung, sich von der Zinne des Hohenzollernthums in den mörderischsten aller Doppelkriege zu stürzen; denn du hast gesagt: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst Nichts in der Welt."

Christus aber erwiderte: „Es steht wiederum geschrieben, du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen."

Es ist ein voller Beweis für das tiefe, christliche Gottvertrauen in Bismarck, daß er unter Abweisung aller vermessenen Gelegenheitsmacherei das deutsche Volk stets nur auf den Bahnen sittlicher Nothwendigkeit seiner hohen Bestimmung zuführen wollte.

Sittliche, und das ist doch die von der „Kreuzzeitung" gewünschte christliche Politik ist nicht denkbar ohne Friedenssinn. Gottvertrauen ist gleichfalls nicht denkbar ohne politisches Vertrauen auf die stärkende Kraft friedlicher Kulturarbeit. Die nationale Erstarkung Rußlands, der wir gegenüberstehen, ist lediglich ein Werk des Friedens. Alle Kenner der russischen Zustände stimmen darin überein, daß die seelische Kräftigung der russischen Nation an den Namen Aksakow geknüpft ist. Auf solche friedliche Volks-Motoren rechnet Fürst Bismarck auch für Deutschland. In dem Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" hat das junge Reich eine solche motorische Kraft gewonnen. Trotzdem ist von allen deutschen Fürsten bis jetzt allein Fürst Bismarck zu dem Schöpfer dieses denkwürdigen Werkes in belebenden Kontakt getreten. Durch Leute wie die Herren Güßfeldt, Hintzpeter, Barnay und Wildenbruch wirkt man nicht kräftigend auf die Nerven des Volkes. Eine Begegnung des jungen Kaisers mit dem Rembrandt-

Deutschen, wie sie das russische Kaiserhaus mit den Aksakows wohlweislich gesucht hat, würde auch für Deutschland eine nationale Stärkung bedeuten, wie sie für Rußland bis auf den heutigen Tag charakteristisch geblieben ist und wie sie vom Feingefühl des Fürsten Bismarck schon lange auch für Deutschland erwartet sein mag. Ein Staatsmann, der Vertrauen zu der Seele seines Volkes hat, kann nicht stets auf durchaus rohe Gewaltmittel sinnen, es durch Kriege vorwärts zu bringen. Er muß es auch sich selbst, seinem Frieden, seinem Gott vertrauensvoll überlassen, wenn er anders mehr sein will, als der kriegerische Rowdy, oder der Fleischerhund seines Volkes.

Für die hohe Politik, in der unter den Augen Gottes über Krieg und Frieden der Völker entschieden wird, genügt ein berechnender, militärischer Kaltblick niemals. Sie setzt, wenn Alles zum Guten ausschlagen soll, eine reife Empfindung, eine gewisse Pubertät der Weltanschauung voraus. Ob dieser Ausdruck verstanden wird, ist fraglich; er wird klarer, wenn man bedenkt, daß jeder der drei Kriege, die Bismarck in die Welt gesetzt hat, ein vollständig ausgetragenes Kind war.

Aber nicht nur der Krieg, sondern auch der Frieden muß im Schooß der Völker völlig ausgetragen werden. Es gehört dazu dasselbe Maß der geistigen Anspannung und Geduld, das für die Kriegsführung verlangt wird.

Dieser höchsten Pflicht, die einem Menschen zu erfüllen auferlegt werden kann, hat sich Fürst Bismarck nicht entziehen wollen. Er hat den Frieden mit derselben Stärke, Treue und Geduld auf seinen Schultern getragen, wie den Krieg. Er hat beides als ein sittliches Gebot in sich empfunden. Das Eine ist unsittlich ohne das Andere.

Die diplomatische Pointe im Dreibund war für ihn das Bedürfniß, in Petersburg nicht nur den Krieg gegen Deutschland zurückzuhalten, sondern dort auch für das viel mehr gefährdete Oesterreich der Vermittler zum Frieden zu sein.

Die Spitze dieser Politik ist abgebrochen. Deutschland konnte in Petersburg für das im Hintergrund stehende Oesterreich stets ein wirksames Wort einlegen. Das in die Politik wieder stark vorgeschobene Oesterreich wird es für Deutschland ebenso wenig thun, wie es Rücksichten für die deutsche Landwirthschaft kannte. Hier liegt die Gefahr eines Krieges, den Bismarck aufs Tiefste beklagen würde, der sich aber zur Lebensfreude manöver-ennuyirter Militärs in unabsehbaren Schützenketten sehr hübsch über „zwei Fronten" ausdehnen könnte.

Wer das sichere Gefühl seines persönlichen Glücks hat, mag sich vor seinem Gewissen mit diesen Kriegsspielen abfinden; wer aber darauf hält, im Leben immer noch mehr Verstand als Glück zu erweisen, der wird auf Mittel sinnen, die alte russische Freundschaft nicht unnöthiger Weise im Strudel französischer Revanchepolitik gänzlich umkommen zu lassen.

*

Die zentrale geographische Lage Deutschlands erfordert eine zentrale Politik, d. h. eine Diplomatie, die sich ein Gewissen daraus macht, alle wichtigen Entschließungen, selbst solche innerpolitischer Natur, auf ihre auswärtige Wirkung nicht ungeprüft zu lassen. Deutschland kann in seinen politischen Handlungen einer kontinentalen Uebereinstimmung niemals ganz entbehren wollen, wenn es nicht — im Mittelpunkt von Europa — wie ein unverstandener Fremdling von allen Seiten gemieden oder angegriffen werden will.

Man wird nicht leugnen, daß der Politik des Fürsten Bismarck diese zentrale Umsicht im hohen Grade zu eigen war.

Aber mit der Umsicht allein ist noch kein Weiterkommen; man muß auch die zentrale Kraft des Zugreifens besitzen, um entscheidende Situationen, wie und wo sie sich darbieten, zu Gunsten der deutschen Lage auszuschneiden. Die erstere Fähigkeit fehlt der heutigen Diplomatie, die in der Handelspolitik und in Afrika Raubbau an sich treiben ließ, fast vollständig, die letztere ganz.

Seit der Verabschiedung des Fürsten Bismarck hat die deutsche Hand keinen sicheren Griff mehr gethan.

Ein Griff dieser zentralen Art war die Ernennung des Papstes zum Schiedsrichter im Karolinenstreit. Durch diesen Coup wurde der innerpolitische Fluß der Geschäfte,

der durch die ultramontane Politik auf einen sehr trockenen Prinzipien-Konflikt gerathen konnte, erleichtert und ein drohender auswärtiger Zusammenstoß mit Spanien gleichzeitig beseitigt.

Von einem Griff gleicher Art war die Aktion gegen das Schweizer Asylrecht ins Leben gesetzt worden. Diese Aktion sollte gleichzeitig auf unsere heimische Sozialdemokratie disziplinarisch und in ihrer international gedachten Agitation gegen den Nihilismus auf unser spezielles Verhältniß zu Rußland verbindlich wirken.

Wenn Jemand eine Charakteristik der Bismarck'schen Politik schreiben will, so muß er, um Verständniß für politische Geschäfte zu beweisen, diesen beiden Aktionen in seiner Werthschätzung eine korrespondirende mathematische Höhe anweisen. Es sind diplomatische Höhenpunkte, die in ihrem symmetrischen Verhältniß die reifste und sicherste Entfaltung des Bismarck'schen Geistes markiren.

In Folge seiner widerwilligen Verabschiedung ist es dem Fürsten Bismarck bisher nicht vergönnt gewesen, einen dritten Griff dieser spezifisch deutschen Art zu thun:

den centralen Griff gegen das Judenthum.

Ein deutscher Staatsmann, der sich seiner auswärtigen Situation in jedem Augenblick bewußt ist, mußte es vermeiden, zu den latenten kriegerischen Gefahren, die seine Politik bedrohen, noch das internationale Odium der Judenverfolgung auf sich zu nehmen. Auch die Juden stellen für einen politisch verantwortlichen Kopf eine — Großmacht dar. Und zwar eine Großmacht, die ihren Haß nicht nur in finanzielle Operationen umsetzen kann. Nicht nur die Börse, sondern noch ganz andere Arsenale, von denen hier nicht näher gesprochen werden mag, würden dem Judenthum Waffen gegen Deutsch-

land geliefert haben. Von diesem überlegenen und fürsorglichen Gesichtspunkt hat Fürst Bismarck das erfolgreiche Wirken der Stöcker nicht immer mit Wohlwollen, selbst nicht mit stillschweigendem betrachten dürfen.

Nachdem aber Rußland in der Judenfrage eine gewisse kontinentale Deckung bot, hätte für den Fürsten Bismarck kaum ein Grund bestanden, die deutsche Aktion gegen das internationale Judenthum noch länger zu vertagen. Er hätte sich ungefähr in derselben Situation gefühlt, in der sich die Generäle York und Gneisenau befanden, als Rußland in die Aggressive gegen die napoleonische Internationale überging. Auch damals mußte sich Preußen erst einer kontinentalen Uebereinstimmung versichern, wenn es nicht, trotz seiner heldenmüthigen Natur, durch eine isolirte Erhebung mitten in der europäischen Arena unter die Füße eines tragischen Schicksals gerathen wollte.

Das beste Mittel an Bischoffswerder vorbeizukommen, ist der Sprung zu Gneisenau.

Ebenso wie sich von der gemeinsamen Aktion gegen Napoleon eine lange Periode preußisch-russischer Freundschaft datirte, hätte sich durch eine sekundirende Stellung gegen den jüdischen Auswandererstrom Fühlung mit alt-russischen Sympathien finden lassen.

Die decouragirte Befähigung des leitenden Staatsmannes von heute hat diesen diplomatischen Anschluß verpaßt. Er hat nicht nur ruhig zugesehen, wie der russische Besen den schlimmsten jüdischen Unrath dem deutschen Volk ins Gesicht fegte, sondern auch keine Empfindung dafür gezeigt, daß man Rußland choquire, wenn man es mit einer gewissen behäbigen Schadenfreude der Wuth der internationalen Judenpresse ausgesetzt sein lasse.

Den natürlichen Punkt, wo an die russische Judenaktion diplomatisch anzuschließen war, bietet die Geschichte. Der kluge Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“ hat richtig bemerkt, daß die innere Politik des Fürsten Bismarck von einem Juden, Namens Lasker, durchkreuzt wurde; eben so sicher ist es, daß die auswärtige Politik des Fürsten von einem Juden, Namens Beaconsfield, durchkreuzt wurde.

Die spätere Geschichtsschreibung wird das Odium der deutsch-russischen Spannung, das jetzt in Rußland Fürst Bismarck und in Deutschland Fürst Gortschakow zu tragen haben, auf den intellektuellen Urheber zurückbuchen.

Es kann dem aufmerksamen Beobachter nicht entgangen sein, daß gleich nach dem Auseinandergehen der Berliner Konferenz Zeichen vorhanden waren, nach welchen Lord Beaconsfield noch zu seinen Lebzeiten auf einen deutsch-russischen Krieg rechnete. Dieser Krieg wäre der Schlußstein im Gebäude seiner ehrgeizigen, äußerlich auf den englischen Welt-Chauvinismus hinarbeitenden, im Uebrigen aber ganz spezifisch jüdischen Interessenpolitik gewesen. Würde es zu einem deutsch-russischen Kriege gekommen sein, so würde nicht nur die **Finance**, sondern auch die **Alliance israélite** die Rolle des **tertius gaudet** gespielt haben, ohne daß sich das Londoner Kabinet durch Beaconsfield zu irgend einer politischen Verbindlichkeit verpflichtet hätte. Aus dem Kriege, gleichviel welchen Verlauf er genommen hätte, würde im Gegensatz zu der finanziell auftrumpfenden asiatischen Rasse eine der beiden dominirenden europäischen Nationen jedenfalls sehr geschwächt hervorgegangen sein. Die finanziellen Positionen des Judenthums in Frankfurt, Paris, Berlin und Wien wären durch die Kriegsanleihen aufs Neue verstärkt und ebenso unter den

großpolitischen Schutz der englischen Sympathien gerückt worden, wie sich die maßgebenden Berliner Finanzkräfte bereits der Erkenntlichkeit des deutschen Reiches für ihre Leistungen in den Kriegen von 1866 und 1870 über Gebühr versichert hatten. Man wird dabei niemals vergessen, daß Beaconsfield die Interessen Englands, oder wie man sich vielleicht sentimental ausdrücken wird, seines „Vaterlandes" wahrzunehmen hatte; trotzdem wird bei einer aktenmäßigen Belegung seiner politischen Usancen der volle Blick in die spezifischen Unterströmungen, von denen er getragen wurde, Niemandem verwehrt werden.

Wie es dem Fürsten Bismarck gelungen ist, durch eine nationale Politik im Innern dem Lasker'schen Wesen zu steuern, so würde er auf die Dauer seines Amtes auch den Wirkungen der Beaconsfield'schen Politik begegnet und entgegengetreten sein.

Hier liegt der Punkt, von wo aus die russische Freundschaft aus den Angeln einer alten Tradition gehoben wurde und Rußland wieder in ein erträgliches Verhältniß zu uns eingerenkt werden könnte. Dem Durchbruch zu diesem von der Geschichte gewiesenen Weg steht die philosemitische Umgebung des jetzigen deutschen Kaisers entgegen.

Es ist auffallend und es muß jedenfalls auf den mißtrauenden Blick des Czaren alterirend wirken, daß sich die vorderste Reihe der Berliner Hofgruppe aus jüdischen Typen zusammensetzt. Die Antecedentien des jederzeit bankfähigen preußischen Finanzministers sind auch in Rußland genau bekannt; seine ausdrückliche Warnung vor antisemitischer Parteipolitik wohl nicht minder; daß der Chef des Militärkabinets, General von Hahnke, in guten Beziehungen zu dem Bleichröder'schen Hause steht, wird der russische Militärattaché in

Berlin nicht unbeobachtet gelassen haben; der Chef des Civilkabinets, Lukanus, ist jüdischer Herkunft; jedem von beiden wurde der historische Auftrag zu Theil, das Entlassungsgesuch des Fürsten Bismarck einzufordern; dem Kaiser in persönlichem Vertrauen besonders zugewandte Persönlichkeiten, wie die Herren Douglas und Güßfeldt, der Schauspielschreiber Lubliner und Frau von Koscielski, sind gleichfalls jüdischer Abkunft. Es genügt, nur in Kürze anzudeuten, daß man in Petersburg über die Verquickung des Berliner Hoflebens mit dem internationalen, jedenfalls antirussischen Judenthum auf das Genaueste vertraut ist. Der Gedanke, daß Wilhelm II. durch fortgesetzte „Judain"-Einspritzungen in dieselbe seelische, politische und ökonomische Lähmung versetzt werden könnte, wie sein unglücklicher Vater, liegt in Petersburg als Revanche für die Andeutungen des „Berliner Tageblattes" besonders nahe, daß sehr wohl auch Alexander III. den nihilistischen Juden-Tod seines Vorgängers erleiden könne.

Auffallend muß es im Auslande jedenfalls sein, daß der deutsche Kaiser, der im Zuhälterprozeß Heinze so energisch das Wort ergriff, zu dem Xantener Mord, der Staats-Affäre Paasch und zu den Prozessen des Rektor Ahlwardt gegen die Berliner Märchenchristen, gegen den Geheimrath Manché und den Flintenflicker Löwe sich schweigend verhielt. Wenn heute einer der kaiserlichen Prinzen mit geschächtetem Halse und völlig blutentleertem Körper aufgefunden würde, das Volk würde nicht zur Seite stehen, sondern wie ein Mann für die kaiserliche Mutter gegen das Judenthum zeugen.

Oder glaubt man, daß der vom alten Kaiser wegen Kriegstapferkeit handschriftlich belobte Rektor Ahlwardt nicht gleich dem Gefreiten Lück audienzfähig sei? Von ihm hat man

glaubhaft nicht viel mehr Nachtheiliges gehört, als was man von Herrn von Böttticher erfahren hat, daß er etwa neun oder zehn Kinder und Schulden habe. Außerdem hat man von Ahlwardt vernommen, daß er an seine helfenden Gönner, trotz seines kleineren Staatsgehaltes, ständige Rückzahlungen gemacht hat.

Aber genug. Jedenfalls kann die philosemitische Umgebung des Kaisers nicht dazu beitragen, die auf wiederholten Reisen angestrebte, persönliche Fühlung zu Alexander III. zu gewinnen. Es ist politisch ausschlaggebend, daß Engländer, Juden und Polen sich heute in Deutschland persönlich äußerst wohl, in Rußland sehr unbehaglich fühlen. Durch diese völkerverhetzenden Elemente dürfen sich Deutschland und Rußland nicht in einem politischen Chiasmus überkreuzen lassen.

Der Hand des Fürsten Bismarck ist es hier geboten, sich aus der eigenen, aus finanziellen Staatsbedürfnissen im Jahre 1866 unvermeidlich gewesenen Verstrickung mit dem Judenthum endgültig zu lösen und zugleich das deutsche Kaiserthum aus einer durch jüdische Interessen angezettelten Kriegsgefahr zu befreien.

Eine im Parlament mit kulturkämpferischer Energie aufgenommene Aktion gegen das unter Fremdenrecht zu stellende Judenthum würde dem deutschen Thron mit einem Schlage die russischen Sympathien zurückgewinnen und in diesen unerträglich kriegsgespannten Zeiten fürs Erste einer — finanziellen Abrüstung gleichkommen, die auf alle Gemüther erlösend wirken muß.

*

Die Politik der Reisemittel ist erschöpft. Der Czar hat den deutschen Kaiser zu einem erneuten Besuch in Rußland nicht wieder aufgefordert. Erwartete man dies, so hätte es längst gelingen müssen, die beiden Kaiserinnen zusammenzuführen. Ob dies wesentliche politische Moment in Folge der Junggesellengewohnheiten des leitenden Generals ausgefallen ist, oder ob dieser Ausfall auf anderweitig engagirte „Schaffensfreude" zu buchen ist, mag schwer zu entscheiden sein. Jedenfalls wird sich die im Reichstag selbstgerühmte „Schaffensfreude" des Herrn Caprivi nunmehr nach Abschluß der politischen Reiseperiode auf selbstständige Weise produktiv erweisen müssen, um Europa den so oft betheuerten Frieden zu erhalten.

Denn Politik, es sei nochmals gesagt, wird schließlich immer nur von wenigen schaffensfähigen Persönlichkeiten gemacht, denen es sehr wohl zu gönnen ist, wenn sie bei diesen anstrengenden schöpferischen Leistungen auch noch Zeit haben, mit Umständlichkeit eine gewisse „Freude" zu verzeichnen. Dem Fürsten Bismarck ist das politische Schaffen meist nur ernst und sauer erschienen.

Es mag daher sein, daß, als Herr von Caprivi dies selbstzufriedene Wort sprach, er doch noch nicht so recht an

einen schöpferischen Akt gelangt war. Es fiel gelegentlich der Durchpeitschung der neuen Handelsverträge. Wenn heute in Berlin die Schleifung schwerer Bismarck'scher Errungenschaften „schaffen" heißt, so müßte die ganze Aera von 1878—1890 eine fortgesetzte Demolirung der deutschen Landeskultur genannt werden. Das Einzige, was Herr von Caprivi geschaffen hat, ist der gespenstische Begriff des drohenden „Panamerikanismus", gegen den er blindlings mit Schwert und Lanze focht. Auf solchen Windmühlen ist der Schutzzoll der deutschen Wohlfahrt klein gemahlen worden.

Mit derselben Schaffensfreude wird nun auch der letzte Rest der deutsch-russischen Freundschaft abgetragen. Dies sind die beiden einzigen „Fortschritte", von denen der Verfasser der Preisschrift „Berlin-Wien-Rom" erzählen könnte. Kein Fortschritt ohne Kraft; keine Kraft ohne Persönlichkeit.

Es gehört schon heute ein ungewöhnlich anschlägiger und erfinderischer Kopf dazu, die Verluste, die das deutsche Reich seit Bismarcks Abgang erlitten, auf die eine oder andere Art wieder einzubringen. Vom Ausgeben allein kann schließlich auch der reichste Erbe nicht leben. Nur Juden allein haben ein Interesse daran, dies zu verschweigen. Alte Seeleute, auf deren Urtheil der für die Marine so stark eingenommene junge Kaiser wohl etwas geben wird, urtheilen anders. Jedenfalls wird er keinen Juden unter ihnen finden.

„Jeg syntes", so schreibt der norwegische Hohenzollern-Lootse Karlsen über den Eindruck, den der Kaiser auf der ersten Nordlandsreise machte, „det var svaert, den unge Manden skulde ha' alt det Ansvaret, og jeg taenkte, det var Synd, han hadde mistet Bismarcken, som hadde vaert en saan god Hjelpekilde for'n."

„Mir schien, es müsse dem jungen Herrn schwer fallen, so viel Verantwortung zu tragen; es ist ein Jammer, daß er Bismarck verlor, der eine so vortreffliche Hilfsquelle für ihn war."

So reden die alten, erfahrenen Leute vom Schlage Bismarcks in der ganzen Welt.

Als der Kaiser dem nicht um sein Amt, sondern um sein Vaterland jammernden Fürsten zum Abschied eine Million und ein Herzogspatent in die Hand drückte, hoffte er zu Gott, daß ihm Bismarcks Rath erhalten bleibe.

Gott hat diesen Wunsch erfüllt, indem er den greisen Mann selbst nicht vor Scham über seinen bittern Abgang in die Grube sinken ließ. Als uralter Antisemit mag Gott auch sonst noch ein Jüdchen mit Bismarck zu pflücken haben.

Jedenfalls hat Gott Deutschland gegenüber seine Pflicht gethan. Die Stärke der Hohenzollern ist es, den Willen Gottes zu verstehen. Gott und der Czar sind Antisemiten. Es ist politisch, mit Beiden auf gutem Fuß zu stehen.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22414 3286

In demselben Verlag erschien soeben:

Der Kaiser in der Mitte.

Von * * *

In dieser geistvollen Schrift wird die Figur des deutschen Kaisers inmitten der herrschenden Strömungen äußerst scharf gezeichnet und ihm eine Entscheidung im deutsch-christlichen Geiste auf das Charaktervollste nahegelegt.

Preis 1 Mark.

Ferner ist daselbst erschienen:

Rembrandt und Bismarck.

Von **Max Bewer.**

Diese Aufsehen erregende Schrift war einen Monat nach Erscheinen bereits in Tausenden von Exemplaren verbreitet.

Preis 1 Mark.

Bismarck und der Hof.

Von * * *

Diese Broschüre wirft neue und sehr scharfe Schlaglichter auf die Entlassung des Fürsten Bismarck und die bedenkliche Wendung, welche die Politik seit der Amtsentsetzung des Fürsten im Aeußern und Innern genommen hat.

Preis 50 Pfennige.

Bismarck im Reichstage.

Von **Max Bewer.**

In dieser Broschüre wird Bismarcks Stellung im Reichstage auf das Kräftigste beleuchtet und besonderer Aufschluß über den Fall des Sozialistengesetzes gegeben.

Preis 50 Pfennige.

Germania irredenta.

Von * * *

Vierte Auflage.

Diese Broschüre erörtert zum ersten Male die Frage, wie weit Oesterreich im Kriegsfalle befähigt sein werde, das mit Deutschland eingegangene Bündniß zu halten, und kommt in der Beurtheilung dieser Frage zu einem für die Habsburgische Monarchie sehr bedenklichen Resultate.

Preis 80 Pfennige.